

Zogen einst fünf wilde Schwäne,
Schwäne leuchtend weiß und schön.
»Sing, sing, was geschah?«
Keiner ward mehr gesehen, ja.

Ebenso wenig wie ekstatischer Frohsinn ist Melancholie meine Lieblingsstimmung. Ich versuche aber auch nicht, Letzterer zu entgehen. Ich fürchte mich nicht davor, allzu tief in ihr zu versinken. Mit der Zeit habe ich mir ein paar mentale Techniken angeeignet, mit denen ich mich zügig aus solchen Zuständen wieder herausarbeite, namentlich mit Singen. Hat meine Mutter mich manchmal in den Schlaf gesungen? Ich kann mich nicht erinnern, nehme es aber an. Wenn an der Theorie was dran ist, nach der Kinder bereits im Mutterleib Geräusche, Musik und Stimmen wahrnehmen, sogar ihre emotionalen Färbungen unterscheiden können, muss ich meine Mutter schon vor meiner Geburt sehr oft singen gehört haben.

Jedenfalls bin ich mir sicher, dass meiner Mutter das Singen ihr schweres Leben manchmal erträglicher gemacht hat. Es heißt: »Singen vertreibt das Leid« – das ist wahr. Nun kann ich mich zwar nicht selbst in den Schlaf singen, es ist aber so, dass ich mich manchmal heute noch zu Hause hinsetze, um mich singend zu trösten. Und es funktioniert meistens.

Die Arbeit auf dem Bauernhof in der Küche und besonders auf dem Acker ist viel zu hart für meine Mutter mit ihrer eher zarten Statur. Ständig leidet sie unter Prellungen, Verstauchungen, sogar Knochenbrüchen, die dann wochenlang ausheilen müssen, ehe sie wieder arbeiten kann. Das bedeutet jedes Mal, dass weniger zu essen auf den Tisch kommt. Jeden Abend, sommers noch im Hellen, winters im Dunkeln, geht sie zu Fuß die zwei Kilometer vom Hof bis nach Hause. Die holprigen Feldwege entlangstolpernd, dann durch den Wald, bringt sie immer einen Liter frische Milch im Henkelmann mit. Einmal im Winter, nach Einbruch der Dunkelheit auf dem Heimweg, rutscht sie aus und stürzt die steile Böschung hinunter in den leicht überfrorenen Twellbach. Sie verstaucht sich das rechte Sprunggelenk, ohne dabei, um die Milch zu retten, den Henkelmann loszulassen. Wochenlang kann sie nicht zur Arbeit gehen, also gibt es auch keine Milch. Dennoch kann ich mich nicht erinnern, dass wir wirklich hätten hungern müssen. Im Keller liegen Kartoffeln aus dem eigenen Garten und Steckrüben, aus denen Mutter Eintöpfe kocht, die ich hasse. Die klein geschnittenen Rüben sind oft so zäh und faserig, dass ich würgen muss.

Schon bald, nachdem sie die Arbeit beim Bauern annimmt, verhebt sie sich schwer. Ich erinnere mich gut an das Bruchband, das sie vorm Schlafengehen immer abnimmt, unters Bett schiebt und am nächsten Morgen wieder anlegt. Trotz ihres harten Lebens wirkt sie auf mich nicht unglücklich. Eher fatalistisch. Mehr als einmal höre ich sie sagen: »Ach, heute ging es mir richtig gut. Womit ich dafür wohl wieder bezahlen muss?«

Die Heimkehr meines Vaters aus dem Krieg ändert nicht viel an ihrer Lage. Auch er arbeitet zunächst beim Bauern, später dann als Handlanger auf dem Bau, macht sich

zwischenzeitlich sogar selbstständig. Er stellt in dem großen Schuppen hinter unserem Haus, mit seinem Bruder als Partner, manufaktuell, also in Handarbeit, »Leichtbauplatten« her. Seine eigene Erfindung. Rechteckige, aus Holz gezimmerte Formen, circa 180 Zentimeter mal 60 Zentimeter und 40 Millimeter tief, dahinein eine feuchte Mischung aus Holzwolle und Zement, Deckel drauf, hochkant zum Trocknen und Aushärten an die Wand gestellt und fertig. So wie ich es hier darstelle – ein Kinderspiel. Vielleicht aber doch nicht so ganz. Meine Schwester Ulla erinnert sich, dass mein Vater im Stall hinterm Haus mehrere quadratische Felder, also quasi ein Versuchslabor, anlegte, um die für den Fertigungsprozess jeweils günstigsten Materialmischungen zu bestimmen.

Das geht eine Zeit lang gut. Es wird, wenn auch noch zaghaft, schon wieder gebaut. Mein Vater versäumt es, ein Patent auf seine Erfindung anzumelden. Die Idee wird ihm gestohlen. Die Herstellungsmethode ist, jeder kann sie sich sofort aneignen, schlicht – oder genial einfach, wenn man so will. Bald produzieren die Baufirmen der Region die Platten nur leicht umgewandelt nach seinem Muster. Zwar nicht besser, aber schneller, billiger und vor allem mehr. In verschiedenen Varianten ist heute die sogenannte zementgebundene Leichtbauplatte, unter anderem als Dämmmaterial, verbreiteter denn je. Aber mein Vater muss aufgeben. Obwohl in der Gemeinde beliebt wegen seines kommunalpolitischen Engagements als Sozi, wird sein Scheitern als Unternehmer von manchen mit Häme kommentiert. Fritz Kaiser, er ist Maurer und einer unserer Nachbarn am Poetenweg, dichtet einen Zweizeiler, den seine Söhne Gerd und Herbert mir bei jeder Gelegenheit hinterherrufen: »Hermann Wader stadtbekannt/ als Fabrikant im Ruhestand.«

Wieder wird das Geld im Hause knapp. Krank werden darf keiner. Die Familie ist zeitweilig nicht versichert. Meine Mutter sieht zunehmend schlechter, kann sich keine Brille leisten. Mein Vater findet zufällig eine, ein Kassengestell mit nur einem Bügel, beim Ausschachten auf einer Baustelle. Die bringt er ihr mit. Die zermürenden Anstrengungen beider Eltern, die Familie zu ernähren, aber auch Spannungen zwischen meiner Mutter und ihrer angeheirateten Verwandtschaft, belasten das Verhältnis der Eltern zueinander. Einmal, als sich meine Mutter über anhaltende Niedergeschlagenheit und Erschöpfung beklagt, sagt mein Vater: »Heier man up to greinen, de Arbeit mutt ja maket warn, hest ja auk de Knuaken doartau.«¹

... und unter uralten Eichen versteckt,
hausten auf stolzen Höfen, einsam, abgelegen,
Bauerngeschlechter, hochfahrend, hart ...

... heißt es in meinem Lied »Eltern«. Der Großgrundbesitz Meyer zu Hoberge, auf dem meine Mutter und gelegentlich auch mein Vater arbeiten, meine Schwester Gisela nach ihrer Schulentlassung ein damals sogenanntes Haushaltsjahr ableistet, ist einer der ältesten dieser stolzen Höfe. Von ihm, dem »Hof am Berge«, leitet sich auch der Ortsname Hoberge ab. Schon im 12. Jahrhundert urkundlich erwähnt, werden die Besitzer dieses am nördlichen Hang des Mielberges gelegenen Hofes, als Sattelmeier bezeichnet. Der

Überlieferung nach waren die Sattelmeier Mitstreiter des Sachsenfürsten Widukind, der um 800 nach Christus im nahe gelegenen Enger bestattet worden sein soll.

Die im Mittelalter zwar nicht freien, aber ansonsten privilegierten Sattelmeier wurden auf besonders ehrenvolle Weise beigesetzt: Stirbt ein Sattelmeier eines Kirchspiels im Ravensberger Land, wird dies durch Glockenläuten von Mittag bis ein Uhr verkündet. Der Leichnam wird in besonderer Weise auf der Deele, ostwestfälisch für Tenne, aufgebahrt. Währenddessen schaut das nun herrenlose Sattelpferd durch die geöffnete Deelentür auf den Sarg des Verstorbenen. Der Sarg wird auf einem Leiterwagen von sechs Pferden zur Kirche gezogen. Dem Wagen folgt das Sattelpferd, erst danach der Trauerzug. Während des Beisetzungsgottesdienstes schaut das Pferd durch die geöffnete Kirchentür.

Auf der nordwestlichen Hofseite befindet sich eine alte Thingstätte. Unter einer riesigen Linde, einer Nachpflanzung der Thinglinde, die vorzeiten hier an gleicher Stelle gestanden hat, ein germanischer, in der Mitte geborstener Runenstein. Schon vor Jahren soll er von einem ausgebrochenen, wild gewordenen Zuchtbullen zertrümmert worden sein, so erzählt es mir meine Mutter. Ich selbst habe keinen Zugang zu diesem blickdicht von hohen, teils immergrünen Sträuchern umwachsenen Teil des Hofes, zu diesem Heiligtum aus heidnischer Zeit.

Am Rande des Hofplatzes, neben einer Jahrhunderte alten Fachwerkscheune, steht die von den Hobergern so genannte Tausendjährige Eiche, deren Stammumfang über dem Wurzelbereich gut sieben Meter beträgt. Ihr tatsächliches Alter wird auf 600 bis 700 Jahre geschätzt.

Die zum Hof gehörenden Ländereien – es mögen an die 600 bis 700 Morgen sein –

Wälder und fruchtbare Äcker, die über tausend Jahre lang Dutzende von Bauerngeschlechtern mitsamt ihrem Gesinde, den Köttern und Heuerlingen, ernährt haben, werden ab Mitte der Siebzigerjahre nicht mehr bewirtschaftet und in einen Golfplatz mit zunächst neun Loch umgewandelt.

Wenn ich meine alte Heimat besuche, wandere ich sommers gern auf dem Kammweg vom Peter auf'm Berge, einem beliebten Ausflugslokal, nach Kirhdornberg und nehme dann oft den Weg über den Hof Meyer zu Hoberge. Irgendwann in den Siebzigern, als ich wieder mal über den Hof gehe, um den Mielberg hinaufzusteigen, bleibe ich bei der Eiche abrupt stehen, geschockt, aber eher beeindruckt als erschrocken über das Bild, das sich mir bietet. Ein gewaltiger Ast von über einem Meter Durchmesser an der Bruchstelle ist, vermutlich vom Blitz aus der Krone herausgesprengt, der Länge nach gesplittert zu Boden gestürzt. Daneben liegt auf dem Rücken der Kadaver eines schweren – mit seinem von Faulgasen aufgetriebenen Bauch noch mächtiger wirkenden – Kaltblüterwallachs. Alle vier Beine steif in die Luft gereckt. Die buschigen Behänge an den Hufgelenken bewegen sich leicht im Wind. Aus seinem geöffneten Maul hängt zwischen den gebleckten Zähnen die Zunge heraus. Krähen picken seine mit einer milchigen Schicht überzogenen Augäpfel aus; lassen ärgerlich krächzend von ihrer Beute ab, als ich näher komme. Ist dieser Pferdekoloss direkt vom Blitz erschlagen worden, oder hat der herunterkrachende Ast ihm das titanische Kreuz gebrochen? Wer weiß. Dieses von der Wucht elementarer Raserei

drapierte »Stilleben« wirkt erschütternd, aber durchaus stimmig auf mich. Deplatziert erscheint mir eher die gepflegte Dekadenz des Golfparcours als Rahmen für dieses Tableau barbarisch-archaischer Urgewalt.

Die kurzen Nachmittagspausen an den Wochenenden zu Hause, in denen sich meine Mutter eine Tasse Mokka aus echten Nachkriegskaffeebohnen gönnt, sind die Ausnahme. Es herrscht die von meiner Mutter sogenannte schlechte Zeit, und es gelingt ihr, auf dem Schwarzmarkt gegen ich weiß nicht was echten Bohnenkaffee einzutauschen. Sie liebt guten Kaffee über alles. »Gut« bezeichnet den Unterschied zu dem Muckefuck genannten Gesöff aus gerösteter Gerste. Das Wort »Muckefuck« soll sich übrigens von »Mocca faux« – falscher Mokka –, im preußisch-französischen Krieg eingedeutscht, herleiten.

Eines Morgens, als sie in aller Eile die Kurbel der hölzernen Mühle dreht, um sich schnell noch vor der Arbeit einen Kaffee zu kochen, fallen ihr beim Mahlen ein paar Bohnen herunter und kullern unter den Küchenschrank. »Ogottogott, die guten Bohnen ... und ich muss doch jetzt schnell zur Arbeit!«

Kaum ist sie aus dem Haus, versuche ich schon unter den Schrank zu kriechen und mit dem Besen die Kaffeebohnen darunter hervorzuholen. Zusammen mit der Zuckertüte, die Mutter dort vor mir versteckt hält. Ich bin immer auf der Suche nach etwas, das essbar und süß ist. Mutter ist gezwungen, jeden Tag neue Verstecke für den im Grunde ekelhaften braunen – weißen gab es damals noch nicht – Rübenzucker zu suchen.

Ich habe einen eisernen Magen und erinnere mich nicht, dass mir während meiner ganzen Kindheit und Jugend von irgendetwas, das ich gegessen habe, jemals schlecht geworden wäre. Den Zucker, fast noch ein halbes Pfund, esse ich gleich auf.

Ich trage immer eine Schürze mit einer aufgenähten Tasche vor dem Bauch, in die ich die gesammelten Kaffeebohnen stopfe. Abends übergebe ich sie gleich meiner Mutter, als sie von der Arbeit kommt. Von ihr weiß ich, ich selbst kann noch nicht zählen, dass es genau sieben Bohnen sind. Mutter ist so gerührt, dass ich an sie gedacht und etwas nur in der Absicht, sie zu erfreuen, getan habe, dass sie die Geschichte danach immer wieder erzählt. Die leer gefressene Zuckertüte erwähnt sie dabei nicht. Sie lässt es mir durchgehen, schon weil eine ihrer stehenden Redensarten lautet: »Zucker nährt«. Kann auch sein, sie hat die Tüte einfach nur vergessen.

Später finde ich noch öfter unterm Geschirrschrank, sogar unterm Sofa, Reste halb verrotteter Teewurst oder angebrochene Dosen mit Kaffeesahne, die sie vor mir versteckt, um sie dann ebenfalls zu vergessen. Ähnlich wie die Eichhörnchen, von denen man weiß, dass sie ihre sorgsam angelegten Winterdepots mit Haselnüssen mitunter nicht mehr wiederfinden.

Die Gewohnheit zu naschen, besser, Zuckermahlzeiten zu mir zu nehmen, behalte ich auch bei, nachdem es schon wieder weißen Zucker gibt. Ich lege den Kopf in den Nacken, schütte mir den Zucker aus der Tüte in den Mund und spüle ihn mit Kondensmilch direkt aus der Dose runter. Glücksklee Dosenmilch gibt es, dank Karl Lagerfelds Vater Otto, gleich nach Kriegsende wieder.

Allein mit meinem Opa in der Wohnung und wieder mal auf der Suche nach Zucker und

sonstigem Essbaren, öffne ich alle Schranktüren und reiße alle Schubladen auf, an die ich herankommen kann. Ich muss einen Küchenstuhl an den Schrank stellen und darauf noch eine Fußbank, um an den Zucker im obersten Fach des Geschirrschranks zu gelangen. Wenn ich ungezogen bin, droht Opa Hose mir gewöhnlich damit, mich verhaften zu lassen: »Lass das sein, sonst hole ich Schandarm Karwanke, der sperrt dich ein.«

Ich weiß aber, dass Karwanke inzwischen längst seines Postens enthoben ist. Damit geht Opas Drohung ins Leere, und ich kann diesmal seinen Versuch, mich am Naschen zu hindern, mit den Worten abschmettern: »Hau bloß ab, oder ich schlage dich zum Krüppel, du altes Nazischwein.«

Diesen und ähnliche Sprüche muss ich damals gleich nach dem »Umschwung«, wie meine Mutter das Ende der Naziherrschaft und des Krieges nennt, von den älteren Nachbarskindern, obwohl ich ihnen nur selten begegne, aufgeschnappt haben. War doch niemand in der Familie, weder väterlicher- noch mütterlicherseits, Nazi. Opa Hose folglich auch nicht, und ich bin ganz dankbar, einer in dieser Hinsicht wenig belasteten Sippe zu entstammen; habe ich doch immer wieder Leute getroffen, die an der Nazivergangenheit ihrer Eltern schwer zu knacken hatten – und noch haben.

Wachtmeister Karwanke – ich habe ihn als Dreijähriger noch als Polizist in voller Montur erlebt und so in Erinnerung – begegne ich 1971 als Gespenst im Fernsehen wieder. Verkörpert von Arno Assmann als Nazi-Polizist Jens Ole Jepsen in »Deutschstunde« nach dem Roman von Siegfried Lenz. Assmann in seiner Rolle wirkt auf mich wie ein Klon Karwankes. Wie er sein Fahrrad besteigt, den Tschako trägt, den Uniformmantel, die schwarzen, blank gewichsten Ledergamaschen. Der Ausdruck starrer und dumpfer Selbstgewissheit im Gesicht. Beklemmend, diese Ähnlichkeit.